

Sabbath, Weihrauch, Salben.

Theologie der Armut oder Theologie des Überflusses?

Hanna-Barbara GERL-FALKOVITZ

„Wir essen Brot, aber wir leben vom Glanz.“
Hilde Domin

Merkwürdigkeiten der Gegenwart

Zum Einstand ein selbsterlebtes Beispiel: Ein heiterer Sonntagmorgen, jedes Geschöpf freut sich seines Schöpfers. Im Frühgottesdienst viele freizeitgestimmte Leute; die Predigt prangert die „Wohlstandsverfettung“ an. „Christentum ist für die Entrechteten und Verachteten, die auf der Rückseite des Lebens stehen.“ Die Pensionäre, gut gekleidet und nicht genau auf der Rückseite des Lebens, ziehen die Köpfe ein. Vielleicht erinnern sich die meisten an die zwei Weltkriege, wo sie – unfreiwillig – in den Reihen der Hungernden und Entmündigten standen; vielleicht versuchen sie auch vergeblich, sich an das gepriesene „Glück der Armen“ zu erinnern?

Solche unscharfen Gedankengänge, die in letzter Zeit eigentümlich zunehmen, verunklaren einen Grundbegriff, der im Umfeld des jüdisch-christlichen Denkens entwickelt wurde und die Dynamik der sozialen Entwicklung führend antrieb. Dies hat ihn aber nicht davor bewahrt, wie so manch andere Begriffe gegenwärtig in eine eigentümliche Zweideutigkeit, ja in ein schiefes Licht zu geraten. So kann man das Wort „Wohlstand“ in manchen Zirkeln nur in Anführungszeichen verwenden, immer auf der Hut, nicht als Parteigänger bourgeoiser Satttheit zu gelten. Zugleich platzen freilich die Briefkästen vor den Bitten von Wohltätigkeitsorganisationen um endlose finanzielle Hilfe für irgendwelche Projekte. Man kann sich fragen, an wen solche Bitten eigentlich adressiert werden können, wenn das Konzept gleichverteilter Armut einmal aufginge...

Was als Bodensatz der erwähnten unterschwellig und unklaren Vorwürfe bleibt, läßt sich, rational weitergedacht, in die konsequenten Fragen kleiden: Haben die Armen und Unterdrückten einen uneinholbaren menschlichen Vorsprung und damit Vorsprung an Sinn und innerer Haltung? Bringen die Hunger-Systeme die wahren Kinder des Geistes hervor? Und die Konzentrationslager die Literaten, Künstler, Denker, auf die es wirklich ankommt? Freier Wuchs, menschlich-reiche Entfaltung, kultiviertes Genießen, ein noch so geringer Überfluß: lauert darin nicht schon die Selbstherrlichkeit? Dieses Fragen läßt sich vielfältig abwandeln, das Erlebnis bleibt immer gleich niederschmetternd: Wohlstand als die vermeintliche Rosenhecke, unter deren wirklichen Dornen aber jeder gute Same erstickt. Um die Gefahren aber auch dem Naivsten verständlich zu machen, bietet sich das Schlagwort vom *Konsumismus* an, mit seiner schrecklichen, weil den Opfern unbewußten Steigerung bis zum *Konsumterror*. Die „neuen Länder“ des Ostens werden vor dieser Pest

von vielen gewarnt; so erging auch eine Mahnung an Polen, nur nicht dem anrollenden Konsumismus des Westens aufzusitzen – wobei Polen gerade erst die Armutsgrenze einigermaßen überwindet.

Hier tut dringend eine Unterscheidung und, mehr als das, eine Erinnerung an den ursprünglichen Horizont von Judentum und Christentum not, nicht zuletzt, weil diese Erinnerung unmittelbare politische Folgen hat. Denn tief verankert kommt ein altes Gefühl hoch, das schon die Gnostiker gerne pflegten; eine seiner Fassungen heißt: Sattsein und Geist schließen einander aus. Als Ressentiment ist dieses Gefühl deswegen so schwer zu entwurzeln, weil es scheinbar mit dem Evangelium übereinstimmt, mit den Worten von der Seligkeit der Armut und dem Reich „nicht von dieser Welt“ Vor dem Hintergrund dieser Worte tut sich ein ältester ideologischer Kampfplatz auf, der die Christen und ihre gesellschaftlichen Zielsetzungen heute wieder in einem unfruchtbaren, ja kontraproduktiven Streit hält. Grob skizziert gab und gibt es zwei verwandte Mißverständnisse, die sich deswegen so lange halten, weil sie hart an einem richtigen Gedanken entlangbalanzieren.

Das eine Mißverständnis: Es stünden sich eine reinlich innerliche Gottesherrschaft und eine davon unberührte, ja unberührbare Welt gegenüber; das Unbedingte vertrage sich nicht mit dem Bedingten, Kompromisse seien „faul“ Ins Politische umgesetzt: Armut produzierende Systeme sind zwar schlecht, aber auf vertrackte Weise wird dort das Christentum ursprünglicher, überzeugender gelebt: im erzwungenen Leiden, im erzwungenen Ausschluß vom Reichtum. Demokratische Wohlfahrtsstaaten sind zwar besser, aber auf vertrackte Weise wird hier das Christentum verwässert, weil angepaßt. Dort die ohnmächtige, aber innerlich freie und reine (wenn auch sehr kleine) Herde, hier das äußerlich freie, innerlich korrumpierte Genußchristentum. Der brasilianische Befreiungstheologe Leonardo Boff befand nach der Rückkehr von einer Reise durch die Sowjetunion 1988, er habe dort das Ideal des Franziskus von Assisi gerade wegen der überall herrschenden Armut strukturell verwirklicht gefunden.

Das zweite Mißverständnis: Leibliche und seelische Armut sei einfach (oder ungefähr) schon das, was selig gepriesen wird; bestimmte Tatsachen und Haltungen: Mangel woran immer, Leere, Depression, Unfreiheit, Unbildung, Abhängigkeit seien als solche die Voraussetzung für Gottes Fülle. „Not lehrt beten“ Nur mit dem Rücken an der Wand schreit – angeblich – die menschliche Seele wirklich zu Gott; nur den Armen und Verzweifelten hört er wirklich – angeblich. Radikale Mystizis-

men verstärken dies noch, ebenfalls unterschwellig und nicht wirklich geklärt: Nur wo ich nichts bin, kann Gott alles sein. Armut bis auf die Knochen zwingt *seinen* Reichtum herbei. Solche Askese verfällt einem verführerischen Abweg der Gottesbegegnung: der Lust an der Selbstausslöschung.

In beiden Fällen mischt sich wenig Richtiges mit viel Verquerem. Im ersten Fall: die politische Enthaltsamkeit von Reichtum (= Macht) sei gut; Christentum als gesellschaftliche Größe müsse schlechthin Ohnmacht zeigen, Armut leben, im inneren Exil bleiben. Im zweiten Fall: Auch der Christ als einzelner müsse in Anbetracht des höchsten Gutes die zweitrangigen Güter nur verachten, die selbstverneinenden Werte suchen, ein „Armutzeugnis“ geben (durchaus im Doppelsinn des Wortes).

Ob gesellschaftliche oder persönliche „Armut“ des Christen, beides hält aber dem Not-Wendigen nicht stand, beides kommt nicht auf den Grund des Evangeliums, sondern hat sich zu einer handfesten und übrigens durchsichtigen Ideologie ausgeformt. Zunächst einfach kraft der Erfahrung: Stand es denn wirklich um die Sache des Christentums besser im Nationalsozialismus und in den anderen Sozialismen, als kein öffentlich-politisches Wirken von Christen mehr möglich war? Sind in den schweren Leiden, die in diesen Systemen bis zum heutigen Tag ausgelöst werden, die Gottesnähe oder einfach die Kultur („der wahre Hunger“) proportional gewachsen? Sind nicht vielmehr der Glaube und die kulturelle Kraft ganzer Generationen verlorengegangen, wirksam ausgelöscht worden? Oder für den einzelnen formuliert: Falls Not beten lehrt, so lautet die Wahrheit von der anderen Seite: Not lehrt auch fluchen, auch hassen, sogar morden. Armut und Unfreiheit zwingen nicht von selbst zur Gottesfurcht; sie halten gekrümmt, mehr noch seelisch gekrümmt. „Arm, aber reinlich“, war die Devise der Dienstmädchen des 19. Jahrhunderts, genauer gesagt ihrer Dienstherrn, die die Untertwürfigkeit, das Geduckte der Armut sehr wohl ins Kalkül setzten.

Ein prüfender Blick auf die Vergangenheit

Um das Zwielficht der Begriffe zu klären, sei zunächst angeknüpft an Erfahrungen der Geschichte. Wie viele gegenwärtig andrängende Fragen, die noch nicht bis in die Tiefe gelöst sind (man denke nur an die Frauenfrage), stammt jene nach dem recht verwalteten und gebrauchten Wohlstand aus einer sehr kurzen allgemeinen Erfahrung. In jeder Kultur gab und gibt es Reiche, die in einem herausragenden und beneideten Maße mehr und anderes leben konnten als der Durchschnitt der Bevölkerung; die Pharaonen, Großmogule, Wesire, Mandarine, Maharadschas, Kreml-Herren aller Zeiten bildeten die immer vorhandene, schmale Luxus-Schicht über der armen Masse. Nur die letzten drei Generationen, und diese nur in bestimmten Ländern unter demokratischen Strukturen, kennen einen erheblichen *durchschnittlichen Wohlstand für alle*, der noch dazu stark sozial abgesichert ist. Diese Entwicklung ist welthistorisch unvergleichlich, ein winziger Ausschnitt aus dem Horizont der Menschheitsgeschichte. Noch vor hundert Jahren, ja in der Folge des I. Weltkrieges gab es Hungerto-

te auch in unseren Breiten; das Massengelend im Zuge der Weltwirtschaftskrise meinte in den 30er Jahren wirkliche Not. Was das letzte Jahrhundert betrifft: Bettina Brentano bat in ihrem *Königsbuch* (1843/1852) für die hungernde Bevölkerung vor Hamburgs Toren um die Gunst, wenigstens betteln zu dürfen. Noch im victorianischen England der Schwestern Brontë und des Charles Dickens, die das Massengelend scharf nachzeichneten, wurden erwachsene und kindliche Brotdiebe, die aus Hunger gestohlen hatten, mit Verschickung nach Australien bestraft; Andersens *Mädchen mit den Schwefelhölzern* verhungert und erfiert in einer kalten Weihnacht. Erzwungen wurden auch die „Tugenden“ der Armen: Ehrlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit gegen die Obrigkeit...

Der jetzige Wohlstand hat diese „Tugenden“ verändert. Unschwer Erreichbares, ja Überfluß wird leicht zum Überflüssigen; dies zu bestehen, braucht es andere Kräfte: Unterscheidung, Wählenkönnen, Zielkenntnis, Selbstbeherrschung, eine Ethik des Besseren, also Reife. Diese wird zweifellos nicht immer aufgebracht, im Gegenteil verhindert, in der Hauptsache durch das „man tut, man hat, man trägt...“, also durch die eigene Herdensee (die übrigens von den Medien kräftig genährt wird). Trotz dieses offensichtlichen Schwachpunkts im Gebrauch des Wohlstands kann aber nicht der Wohlstand selbst, nämlich die ebenso offenkundig steigende Lebensqualität für unmoralisch gehalten werden.

Dazu noch eine nachdenkenswerte Beobachtung. Konsumismus, der Überfluß an Gütern, war ursprünglich eine Verheißung oder besser eine Vision von Marx: Wenn die Umwandlung der Gesellschaft geschehen sei, könne jeder nach seinem Gutdünken aus dem Vollen schöpfen. Das Schlagwort Konsumismus war also gerade im sozialistischen Experiment als Endziel gemeint, bedeutete es doch das künftige Füllhorn, für das sich Übergangsweise zu darben lohne. Erst als in den 60er Jahren die Mängel des Systems jenseits jeder Reparaturmöglichkeit anwuchsen, der Klassenfeind jedoch seinerseits nach dem Füllhorn griff, wurde dieser Gestus plötzlich, in einer der geschickten Sprachregelungen, als des Teufels ausgegeben. Die selbstverständlich begehrten Trauben waren sauer geworden... Und so kam es zu dem großen Paradox, daß zum erstenmal, als nicht nur eine Handvoll Privilegierter und die zeitgenössischen Wandlitz-Bonzen, sondern alle ein Leben führten, in dem nicht jeder Pfennig zweimal umgedreht, nicht bis zur Erschöpfung gearbeitet werden mußte, plötzlich die Kritiker die moralische Verwerflichkeit dieses Zustandes aufspießten – Kritiker, die ihrerseits an ihrer Kritik gut verdienten, mehr noch, sich als Vordenker anspruchsvoller Ethik verstanden. Die Tragödie des reichen Mannes wurde beschworen, der „nicht genug Bedürfnisse für seine Mittel hat“ (George Bernard Shaw).

Der jüdisch-christliche Entwurf: Der Überfluß Gottes teilt sich den Menschen mit

Durchschlagend wurde die Verwirrung der Geister für die Allgemeinheit, als das „christliche Ideal“ der Armut und Genügsamkeit plötzlich in Breite in

Gefahr schien und ein schlechtes Gewissen das Gewonnene zu begleiten begann. Wohlgerückt: Es war dabei nicht die Rede vom Mißbrauch des Wohlstandes, von den Rückseiten des Überflusses, etwa der Umweltbelastung, sondern von Besitz, von der finanziellen Unabhängigkeit überhaupt, von *Haben* als schlechte Alternative zum *Sein*, von der Unmenschlichkeit des Geldes.

Um so mehr tut das Eindringen in die wirkliche, nicht gnostisch verunstaltete Botschaft der beiden Testamente not, und in der Tat zeigt sich dem exegetischen Blick Wichtiges und Differenziertes. So zählt das *Alte Testament* Reichtum grundsätzlich zu den Gaben Gottes, Armut zu seinen Prüfungen oder zu eigenem schuldhaften Versagen. Das Siebte, Neunte und Zehnte Gebot schützen das Eigentum. Abraham und sein Neffe Lot werden als sehr reich an Land, Gold, Silber und Vieh vorgestellt (Mose 13,2). Im *Buch der Sprüche*, welches der Jugend die Lebensklugheit, die Überlieferung der Generationen einschärft, bringt selbst die Weisheit, die höchste geistige Haltung, nicht nur unsichtbare Güter, sondern unmittelbare Sichtbarkeiten mit sich: „Langes Leben ist in ihrer Rechten, in ihrer Linken Reichtum und Ehre. Ihre Wege sind Wege der Wonne, und all ihre Pfade sind Wohlfahrt.“ (3,16) Sie verheißt mit Selbstverständlichkeit: „Reichtum und Ehre sind bei mir, stattliches Gut und gerechter Lohn.“ (8,18) – „Der Lohn für Demut und Gottesfurcht ist Reichtum, Ehre und Leben.“ (22,4) – „Die Faulen ermangeln der Güter, die Fleißigen aber gewinnen Reichtum.“ (11,16) Oder lange vor den Fabeln von La Fontaine: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, betrachte ihre Weise, damit du klug wirst. [...] Wie lange, du Fauler, willst du noch liegen? Wann willst du aufstehen von deinem Schläfe? ‘Noch ein bißchen schlafen, ein bißchen schlummern, ein bißchen die Hände übereinanderlegen im Bett’ – da kommt über dich wie ein Räuber die Armut, der Mangel wie ein gewappneter Mann.“ (6,6-11)

Neben diesem eindeutigen weisheitsvollen Gutheißen der Gaben Gottes und des eigenen Fleißes hat das Alte Testament die soziale Verpflichtung des Reichen für den (noch) nicht Wohlhabenden ausgeprägt. Dies aber nicht aus einer romantischen Verklärung der Armut oder aus schlechtem Gewissen, sondern wiederum aus einem göttlichen Gebot heraus, das den Schwächeren, über dessen Schwäche uns kein Urteil zusteht, mitzuziehen befiehlt. Es sollen also nicht alle arm, sondern alle reich werden. Eben aus diesem Grund ist übrigens die Verweigerung des gerechten Lohnes, die den anderen künstlich arm hält, eine himmelschreiende Sünde. Nur im Darbenlassen des anderen wird Reichtum Sünde, keineswegs per se. „Besser wenig mit Gerechtigkeit als großes Einkommen mit Unrecht.“ (16,8) „Reichtum hilft nicht am Tage des Zorns, Gerechtigkeit aber errettet vom Tode.“ (11,4) Von dieser negativen Spielart abgesehen, wo dem Armen der Besitz vorenthalten wird, verhilft Besitz selbst zur Gerechtigkeit, da er das Leben für sich und andere fördert.

So hat das Judentum in großer Nonchalance, oder besser mit Commonsense den Wohlstand als soziales Medium gesehen und gerade aus religiöser Hinsicht geschätzt. Individualethik wird deutlich auf

Gruppenethik verpflichtet. Steuern und Abgaben, die im antiken Judentum recht hoch waren, umfaßten auch einen Zehnten für die Armen; im 50. Jahr sollte der Grundbesitz neu und egalitär verteilt werden, um jedem denselben Start zu ermöglichen. Dies hatte den Sinn, tatsächlich eine Vorform des „Wohlstands für alle“ soweit wie möglich zu verordnen und mit den damaligen Regulativen der Gesellschaft auch religiös zu erzwingen. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Armut im Alten Testament als Wert in sich selbst gesehen war, im Gegenteil. Sie galt als soziale Belastung, der die ganze Gemeinschaft nachzuhelfen hatte. „Solange noch Leben und Atem in dir ist, mach dich von niemandem abhängig. Übergib keinem dein Vermögen, sonst mußt du ihn wieder darum bitten. Besser ist es, daß deine Söhne dich bitten müssen, als daß du auf die Hände deiner Söhne schauen mußt. Wenn deine Lebenstage gezählt sind, an deinem Todestag verteile das Erbe!“ (Jesus Sirach 33,21-24)

Fazit: Das Alte Testament hat eine strikte Sozialethik auf der Grundvision eines Wohlstands für alle Mitglieder der Gemeinschaft ausgebildet, ja es hat das blühende Gemeinwesen als sichtbare Huld Gottes aufgefaßt. Die Wohlhabenden hatten ihren Besitz für die anderen mitzuverwalten und standen dadurch in einer geehrten und religiös angesehenen öffentlichen Aufgabe.

In denselben Zusammenhang einer dankbar von Gott empfangenen Fülle gehört vor allem der Kult: An ihm wird sinnfällig deutlich, daß *luxus* von *lux* kommt. Der Überreichtum im Kult vergegenwärtigt nicht vorrangig Überflüssiges, sondern den ungezählten Überfluß Gottes. Sabbat, der siebte Tag der Ruhe nach sechs arbeitsreichen Tagen, meint nicht nur befohlenes Einhalten der Mühe, sondern Schöpfen aus der Fülle. Etymologisch kommt Sabbat vermutlich von *sabat* = aufhören.¹⁾ Denn es wird zugleich Gott selbst gefeiert, und zwar in seiner Eigenschaft als jener, der sich am siebten Tage der Schöpfung in der geschaffenen Fülle selbst gefiel. Dieser ausgesprochen fröhliche und genußreiche Charakter des Sabbats wird auch in der christlichen Überlieferung unterstrichen. Nach dem bekannten Wort des Augustinus wird die künftige Herrlichkeit des wiederhergestellten Paradieses einem ewigen Sabbat gleichen: „Der siebte Tag werden wir selber sein“ („*Dies septimus nos ipsi erimus*“).

Auch das Salböl und die Salbung gehören in der jüdisch-christlichen Überlieferung, wie grundsätzlich im Orient, zu den nicht einfach lebensnotwendigen, sondern „luxuriösen“ Dingen. Abgesehen von der Reinigung, dem Einsatz zu medizinischen Zwecken oder auch zu magischer Verwendung, wie religionsgeschichtlich allgemein üblich²⁾, sieht das Alte Testament das Salböl als Ausdruck der Freude³⁾; zugleich mehrt es gerade bei der Salbung von Königen das jeweilige „*kabod*“ Es ist ein unübersetzbares Wort, das im Griechischen mit „*doxa*“, im Deutschen mit „Herrlichkeit“, im Lateinischen mit „*gloria*“ wiedergegeben wird. „*kabod*“ meint Ausstrahlung, Kraft, Ehre, Autorität, Schimmer. Ausgegossenes Salböl meint Luxus überhaupt im Sinne des wohltuenden Überflusses, des ausstrahlenden Glanzes göttlicher Herrlichkeit. Der

Begriff „Messiah“ bedeutet schlechthin den „Gesalbten“, durch die Salbung als Beauftragten Jahwes ausgezeichnet und gleichsam vom Schimmer und Duft einer anderen Welt umflossen.

Im Neuen Testament wird dreimal eine Salbung Jesu erwähnt, übrigens jedesmal von einer Frau vorgenommen, wobei die letzte Salbung, nämlich des Leichnams im Grabe, unterbleibt, da der Auferstandene, selbst voll unerhörten Glanzes, nicht mehr gesalbt werden muß. Weiterhin wird die Kraft des Heiligen Geistes auch durch Salbungen übertragen (Apg 10,38).

Wie bei dem Salböl nicht nur die Empfindung, sondern auch der Geruchssinn angesprochen wird, so dient ein weiterer kultischer Gegenstand der Erfahrung Gottes im feinen Duft: der Weihrauch. Seine Verwendung ist religionsgeschichtlich im ganzen Vorderen Orient belegt, bis hin zu der Beräucherung der römischen Kaiser im Staatskult. Bei Totenfeiern, Magie, Liebeszauber, Götterverehrung wird der Weihrauch grundsätzlich eingesetzt.⁴ Auch Israel benutzt den Weihrauch, den es in Kanaan kennengelernt hatte.⁵ Das frühe Christentum lehnte zunächst den Weihrauch ab, um die Nähe zum Kaiserkult zu meiden. Ab dem 5. Jahrhundert wurde der Weihrauch jedoch als sinnfälliger Wohlgeruch Gottes in die Liturgie eingeführt. Bis zum heutigen Tage, ununterbrochen seit dem 11. Jahrhundert, werden auf der Osterkerze – die selbst ein Sinnbild des Auferstandenen ist – fünf Weihrauchkörner an die Stelle der fünf Nägel eingedrückt. Auch das Beräuchern des Altars – wiederum eines Sinnbilds Christi selbst – gehört zum Ritus des Hochamtes. Kreuz, Evangelienbuch, der Priester, aber auch das ganze Volk werden im Hochamt ebenfalls in eine Wolke von Weihrauchduft gehüllt, um die objektive, seismäßige Heiligkeit der Feiernden sinnfällig auszudrücken.

Wie fügt sich dazu aber das *Neue Testament* mit den mehrfachen Versicherungen Jesu, die Reichen würden nur schwer in das Himmelreich eingehen? Oder mit der wiederholten Forderung, alles zu verlassen, um ihm nachzufolgen, wie in der Begegnung mit dem reichen Jüngling (Mt 19,16ff), oder in der Bergpredigt mit der Seligpreisung der Armen? Und die Armutsbewegungen der christlichen Kirche, am bekanntesten jene des Franziskus von Assisi, aber auch überhaupt die klassischen Ordensregeln setzen Armut als Kennzeichen der Nachfolge des „radikalen“ Christen an – Franz personifiziert die „Frau Armut“ sogar als seine Braut. (Freilich ist sofort hinzuzufügen, daß eine Reihe von Armutsbewegungen als häretisch galten, eben weil sie das „normale“ gemeinschaftliche Leben verunmöglichten und herabsetzten.)

Liest man die Aussagen Jesu genau, so wird in der Tat ein Unterschied zum Alten Testament klar. Er will mit der Rede von Armut und Reichtum den Egoismus, die vordergründige Spender-Routine, den hochmütigen und überheblichen Gestus des Einzelnen treffen. Jesus zielt also auf eine höhere, nicht verordnete Individualethik seiner Jünger, nicht auf die Sozialethik einer Gesamtheit, die für ihre Mitglieder eintreten muß. „Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon“ (Mt 6,24; Lk 12, 13-21). So geht es in der Bergpredigt um die innere Klärung des Einzelnen über seine Motive, nicht um die Verwerfung einer Gruppenethik. Drastisch ausgedrückt: Geht es mir mit meiner Gabe um ein großes religiöses „Bruttosozialprodukt“ in aller Öffentlichkeit – klassisch als „Heuchelei“ gekennzeichnet –, oder um die reine, selbstlose Hingabe, die sich in der kleinen Münze der besitzlosen Frau beim Tempelopfer ausdrückte? Also um die innere Haltung des absoluten Freiseins für das, was in der Bildsprache „Reich Gottes“ heißt? Davon gänzlich zu unterscheiden ist jenes Gleichmaß sozialen Wohlstands, welches das irdische Leben erfordert. Auch Jesus und seine Jüngerkreise (Männer wie Frauen, die ihn begleiteten) nahmen die Unterstützung von begüterten Freunden, etwa den Geschwistern in Bethanien, in Anspruch, ja verfügten in Maßen über Geld für den täglichen Bedarf. Johanna von Chusa brachte ihr Vermögen in die Gruppe ein (Lk 8), ganz zu schweigen von der Geldverwaltung durch Judas Ischariot. Es wird auch oft vergessen, daß Jesus das Medium Geld zweckhaft-zustimmend benennt, also seine Einordnung vom Ziel her bestimmt, wie im Gleichnis vom betrügerisch-klugen Verwalter: „Macht euch also Freunde mit dem ungerechten Mammon...“ Auch das Gleichnis vom Wuchern mit den Talenten (Mt 25,14ff; Lk 19,11-27) nimmt die Geldsphäre und ihre Rationalität als Symbol für Rechtgetanes; der verlorene Sohn zeigt seine Verlorenheit auch im sinnlosen Verschleudern des väterlichen Vermögens (Lk 15,11-32).

Im Hintergrund der Armutsworte Jesu steht daher nicht der Angriff auf das Geld als solches und auf die staatliche, politische Sorgfaltspflicht für das Wohlergehen des Volkes. Nur: Gerade der religiöse Mensch kann diese Zielsetzung nicht „automatisch“ und tendenziell selbstgerecht mit dem regelmäßigen „Zehnten“ abpeisen. Unter der Gruppenethik wächst und verhärtet sich gerne ein triebhafter, religiös versicherter Egoismus. „Wer das Geld liebt, bekommt vom Geld nie genug; wer den Luxus liebt, hat nie genug Einnahmen. Dem Reichen raubt sein voller Bauch den Schlaf.“ (Kohleht 5, 9 und 11) Hier spielt sich die Rede Jesu ab, in der Aufforderung zur *magnanimitas*, zur rückhaltlosen, aber verborgenen Großmut. Sie kann im Einzelfall so weit gehen, daß das normale Gesetz irdischer Existenz, das der Vorsorge bedarf, um des Reiches Gottes willen, sonst aber aus keinem anderen Grunde aufgehoben werden darf. Und es darf nicht für die mir Anvertrauten, sondern nur für mich selbst, aus meiner eigenen freien Wahl, aufgehoben werden. Diese Selbstbeschränkung in der Armut ist ausschließlich meine Sache, und sie ruht übrigens auf der wichtigen und unaufhebbaren Tatsache auf, daß ich dann der Sorge der Gemeinschaft, ihrem Haben, mit anvertraut bin. Armut kann also keineswegs in der Selbstgerechtigkeit

¹ Artikel „Sabbat“ in RGG V, 1259, Tübingen. 3. Aufl. 1961

² Artikel „Salbung“, ebd., 1230f.

³ PS 45,8; Jes 61,3; Prd 9,8,

⁴ Artikel „Weihrauch“, in: RGG VI, 1571, Tübingen. 3. Aufl. 1962.

⁵ Ex 30, 7ff, 34 ff

des Auserwählten münden, sondern umgekehrt in der Demut, sich von allen anderen mittragen zu lassen.

Geschmack an den Gütern

Es wäre heute an der Zeit, eine recht verstandene Theologie der Armut durch eine recht verstandene Theologie des göttlichen Überflusses zu ergänzen. „Bitte Gott um ein Glas Wasser, und er wird dich ins Meer werfen“, heißt es bei Paul Claudel. Gott selbst hat die Schöpfung überreich geschaffen; sie gestattet ihm dies in den Liturgien verschwenderisch zurück.

Was nun die Menschen angeht und den Horizont politischer und gesellschaftlicher Gestaltung, so wäre es ebenfalls an der Zeit, eine christliche Kultur des Wohlstands zu entwickeln, einen christlichen Geschmack an den Gütern dieser Erde – für möglichst viele, ja für alle. Wenn das Christentum auf der Seite der Armen und Entrechteten steht, dann doch in der Weise, daß es Armut und Unfreiheit aufhebt, mindestens mildert. Es ist eine falsche Logik, die Nicht-mehr-Armen, die Befreiten mit dem Verdacht zu belegen, sie marschierten in der Gegenrichtung des Menschlichen – pauschal im System und auch als einzelne... Nur wer selbst reich ist, hat nichts gegen das eigene Armwerden. Sonst handelt es sich um sklavisches Armwerden, sklavisches Mundlosigkeit und nicht um eine christliche Haltung. Wohlstand, Kultur, Selbstbestimmung und freier Wuchs sind nicht als solche von der „Welt“ und immer schon widerchristlich. Gerade sie gehören als Gaben begriffen, um die vielerlei zwanghaften Perversionen des Lebens zu lösen, des eigenen sowohl wie unzähliger fremder Leben. Nur die selbstgewählte, von mir für mich und für niemanden sonst gewählte Armut kann schaffen, was das Neue Testament die Freiheit der Kinder Gottes nennt. Und selbst noch hier wartet ein Doppelgesicht: Askese als subtile Form der Selbstbestätigung, oder Askese als Training und Offenhalten. Wofür? Wenn schon Franziskus, dann der ganze: Es wird sehr harmlos kolportiert, er habe die Armut um ihrer selbst willen geliebt. Er liebte sie nach seinen eigenen Worten um der Schätze willen, die sie bereithalte. Freilich „innere“ Schätze. Aber selbst darin zeigt sich, daß Armut kein Lebensprogramm und erst recht nicht ein politisches Programm sein kann. Und gilt nicht hier die Beobachtung, daß die recht verstandene, selbstgewählte Armut den Geschmack an der Schönheit, dem Überfluß, dem Kostbaren steigert? Die Empfindung für das Lichthafte im Luxus dieser Schöpfung weitet? Nämlich für den göttlichen Luxus der Lilien auf dem Felde.

Nochmals: „Wir essen Brot, aber wir leben vom Glanz.“

Literaturliste:

Weitere Veröffentlichungen (nur Monographien) der Autorin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (früherer Autorennamen: Gerl).

- (1974): *Rhetorik als Philosophie. Lorenzo Valla*, München (Fink), 297 S. (Diss.).
- (1981): *Philosophie und Philologie. Leonardo Brunis Übertragung der Nikomachischen Ethik in ihren philosophischen Prämissen*; München (Fink), 313 S. (Habilitationsschrift).
- (Febr. 1985): *Romano Guardini (1885-1968). Leben und Werk*; Mainz (Grünwald); 4. veränd. Aufl. 1995.
- (1988): *Romano Guardini. La vita e l'opera*, Brescia (Morchelliana), 450 S. (Übersetzung); lt. veränd. Aufl. 1995.
- (1990): *Romano Guardini. Leben und Werk (1885-1968)*; Leipzig (St. Benno), 383 S.
- (1988): *Die bekannte Unbekannte. Frauen-Bilder aus der Kultur- und Geistesgeschichte*; Mainz (Grünwald) ²1989, ³1993, 164 S.
- (1989): *Einführung in die Philosophie der Renaissance*; Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), 220 S.
- (1991): *Unerbittliches Licht. Edith Stein – Philosophie, Mystik, Leben*; Mainz (Grünwald), 9 Ill., 203 S.
- (1992): *Wider das Geistlose im Zeitgeist. 20 Essays zu Religion und Kultur*; München (Pfeiffer), ²1993, 6 Ill., 114 S.
- (1992): *Nach dem Jahrhundert der Wölfe. Werte im Aufbruch*; Zürich (Benziger), ²1993, 196 S.
- (1994): *Die zweite Schöpfung der Welt. Studien zu Anthropologie, Sprachtheorie und Theologie der Renaissance*; Mainz (Grünwald), 240 S., Ill.
- (1994): *Freundinnen. Christliche Frauen aus zwei Jahrtausenden*, München (Pfeiffer/Wewel), ²1995, 152 S.
- (zusammen mit H.-B. Wuermeling (1996): *Augenblicke. Annäherungen an das Christentum*; München (Wewel).

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
Lehrstuhl für Religionsphilosophie und
vergleichende Religionswissenschaft
Philosophische Fakultät der
Technischen Universität Dresden
D-01062 Dresden

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1997

Band/Volume: [2_1997](#)

Autor(en)/Author(s): Gerl-Falkovitz Hanna-Barbara

Artikel/Article: [Sabbath, Weihrauch, Salben. Theologie der Armut oder Theologie des Überflusses? 27-31](#)